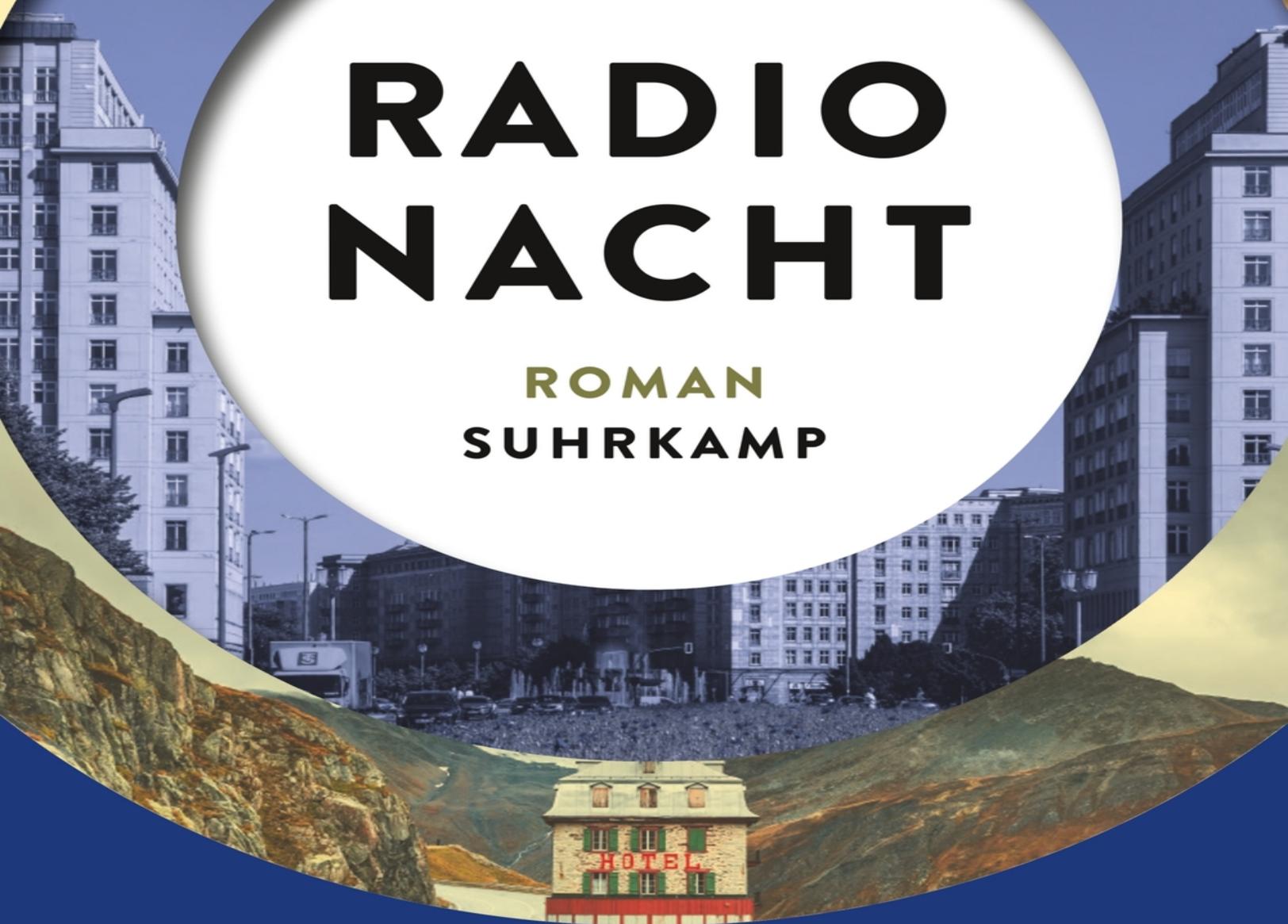


# RADIO NACHT

ROMAN  
SUHRKAMP



JURI ANDRUCHOWYTSCH



# RADIO NACHT

ROMAN  
SUHRKAMP

JURI ANDRUCHOWYTSCH

# Juri Andruchowytsh

## Radio Nacht

Roman

Aus dem Ukrainischen von Sabine Stöhr

Suhrkamp

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2022

Der vorliegende Text folgt der deutschen Erstausgabe, 2022.

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44 b UrhG vor.

Der Inhalt dieses eBooks ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildungen: loulouka1/Shutterstock (Rabe), Mo Photography Berlin/Shutterstock (Karl-Marx-Allee), uslatar/Shutterstock (Hotel)

eISBN 978-3-518-77382-6

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)



Über diesen Code erhalten Sie  
Zugang zum Musikprogramm »Rotsky's List«.  
Empfohlen für nächtliches Hören.

Ich war nicht mehr ich selber, war ein anderer und doch gerade darum erst recht wieder ich selbst.

*Robert Walser, Der Spaziergang*

Die Geräusche berstender Berge, überströmender Seen und um sich greifenden Feuers, zusammen mit dem Heulen des Sturmes, werden entstehen.

*Das Tibetanische Totenbuch*

# Inhalt

Cover

Titel

Impressum

Motto

Inhalt

*Wenn Gott unser Vater ist, dann ist der Teufel unser Busenfreund.*

1

2

*Das war Lubomyr Melnyk, »Gekräusel auf der Wasserbühne«.*

3

4

*Meine Uhr zeigt bald eins. Hier ist Radio Nacht. Ich grüße alle, die sich jetzt erst zugeschaltet haben. In der letzten Viertelstunde sind Sie vor allem im Westen mehr geworden. Sogar aus Boulder, Colorado. Wie geht es Ihnen dort auf der anderen Seite?*

5

6

*Ich floh vor dem Imperium, als es gerade zerfiel.*

7

8

*In Wirklichkeit bestand unser Winter vor allem aus Tauwetter. Heute erinnern wir uns an Kälte. Aber das ist eine falsche Erinnerung. Die*

*Kälte war in uns. Wir standen um die Feuer und ließen uns vom Rauch durchdringen, damit die verräucherte Kleidung uns innerlich wärmte.*

9

SCHLAG AN oder DER ANSCHLAG. Stück in einem Akt mit Prolog, Musik und Epilog

Vorspiel auf dem Theater

Ersten Szene

Zweite Szene

Dritte Szene,

Vierte Szene

Fünfte Szene

Sechste Szene

Siebte Szene

Achten Szene

Epilog auf dem Theater

*Von allem, was in der Bergrede gesagt wird, macht nur eines für mich Sinn: Werft keine Perlen vor die Säue. Sogar Nietzsche würde mir zustimmen. Wobei ich nachschauen muss: vielleicht ist das sogar von ihm? Heute geht das eins-zwei-drei, ich tippe Nietzsche Perlen Säue in die Suchmaschine ein und ... Nein, wie es aussieht, war es nicht Nietzsche. Aber er würde sicher zustimmen, dass der Gedanke richtig ist.*

10

11

*Es ist drei Uhr und zweiundvierzig Minuten. Hier spricht weiter Josip Rotsky, hallo. Sie werden weniger, aber Sie sind da.*

*Vom Poschtowa-Platz nahm ich die Straße der Demokraten und trat nach weiteren zehn Minuten aus dem Radius heraus. Ein paar Wächter, schwarz von Rauch und Schmutz, erkannten mich – vielmehr nicht mich, sondern meine Stiefel. »Der Aggressor«, hörte ich hinter mir,*

*»schau mal, Bro, das ist ja der Aggressor!« Es klang geradezu ehrerbietig. Ich winkte ihnen zu. »Respekt!«, rief mir der Kleinere nach: Ich schaute mich noch einmal um. Jedes Winken konnte das letzte sein.*

12

*Keine Ahnung, wie es bei Ihnen mit dem Wetter steht, ich nehme an – ganz unterschiedlich. Halleluja allen, die nicht aufhören, mir zuzuhören und mich zu erstaunen. Zum Beispiel in Alleluia, Nebraska, wo gerade noch der 12. Dezember ist und Donnerstag. Sie haben es gut. Wenn Sie nur wüssten, wie gut Sie es haben! Ich schaue Ihre grünen Lämpchen an und beneide Sie insgeheim.*

*This place is empty. Dieser Platz ist leer. Ohne dich.*

13

14

*Wir haben gerade »Wild Is The Wind« gehört, aber nicht in der Version, in der ich es Ende der 70er Jahre zum ersten Mal hörte und von der ich mich dann nicht mehr losreißen konnte. Oder sie von mir? Jedenfalls findet sich das, was wir gehört haben, nicht auf »Station To Station«, sondern auf dem viel neueren »Bowie At The Beeb«. »Neu« will hier nicht viel heißen, denn auch wenn dieses Triple-Album später rauskam, sind die Aufnahmen auf der ersten und der zweiten Platte älter – älter sogar als »Station To Station«. Die dritte Platte ist dann aber wirklich neuer, und das erste Stück ist die Version von »Wild Is The Wind«, die wir gerade gehört haben.*

15

*Wissen Sie was? Ich sage jetzt ein Gedicht auf. Damit es Sie anspricht, müssen Sie sich den Sommer vorstellen. Seine Hitze. Das Wort »Hitze« erinnert an das Wort »Hölle«. Die Hölle aber verwandelt sich leicht in ihr Gegenteil, wenn man ins Wasser eintaucht. Darum geht es in diesem Gedicht. Lauschen und schwimmen Sie.*

16

17

*Den Freund wählt man selbst? Im Gegenteil: er erwählt sich uns. So ist es jedenfalls bei mir.*

*Sie hören weiter Radio Nacht? Wie nett von Ihnen – nicht wegzugehen, sondern zu bleiben.*

18

*Freunde, wie gerne würde ich*

Fußnoten

Informationen zum Buch

*Wenn Gott unser Vater ist, dann ist der Teufel unser Busenfreund.*

*Sie hören RADIO NACHT, am Mikrofon ist Josip Rotsky, alias Jos. Hier hat es eben zwölf geschlagen, und ich bleibe bis zum Morgen auf Sendung. Heute ist Freitag, der 13. Dezember – alles ideal, wie Sie sehen: der schlimmste Tag des schlimmsten Monats am schlimmsten Wochentag. Ein guter Anlass, Zeit miteinander zu verbringen.*

*Ich bin nicht allein in diesen vier Wänden. Das grüne Funkeln auf der Weltkarte im Studio zeigt an, wo man mir zuhört, und wäre ich nicht so ein altes Arschloch, ich würde gerührt verkünden, dass ich heute sogar glücklich bin – so viele sind Sie. Und werden immer mehr.*

*Da betrachte ich also (ich gestehe – fast glücklich) diese positive Wandlung: Wie beide Hemisphären sich langsam mit grünen Pünktchen überziehen, here, there and everywhere, und wie einige schon zu kleinen grünen Enklaven verschmelzen. Ein vielversprechender Beginn, für einen Amateursender, wenn ich so sagen darf.*

*Meine Uhr zeigt null Uhr und drei Minuten. »Meine« sage ich hinsichtlich ihrer Lage. Der Ort, an dem ich mich hinter vier Wänden verstecke ... Ja, wieder verstecke ich mich, obwohl es kaum noch auszuhalten ist! ... Aber versuchen wir es anders: Der Ort, an dem ich mich in diesen vier Wänden aufhalte, liegt für einen, der die Zeit ansagen muss, extrem günstig. Ich befinde mich ungefähr da, wo ihre Zählung beginnt. Erinnern Sie sich an Geophysik für Anfänger? Nein, ich bin nicht in Greenwich, nicht in Algier, nicht in Mali oder Burkina-Faso und auch nicht in Westfrankreich oder Ostspanien. Raten Sie, wo ich bin.*

*Der Wind könnte einen Hinweis geben. Online hören Sie ihn nicht, aber er ist da. Er ist trotzdem online. Glauben Sie mir, er wütet draußen, hinter diesen Mauern. Ich kann ihn auch nicht hören, aber ich bin mir sicher – er ist*

*da, und er weht alles, was er erwischt, nach Norden, gegen Spitzbergen, Richtung Pol: Schiffssorgelbruch, Flugzeugflügel, Pilotenseelen, Segeltuchfetzen, Rindenstücke, geheime Flechtendüfte, Holzpfeifen und ihre Geräusche, Vogelfedern. In seinen Strömen baden, unbeholfen wie Wale, die nördlichen Engel.*

*Da haben wir den zweiten Hinweis – Wale. Sie sind hier irgendwo, ganz nah, wie Somnambulen ziehen sie in der großen Sprachlosigkeit der Tiefe ihre Kreise, eingehüllt in Schichten warmen Fetts und Wassermassen. Ich ganz in der Nähe. Ich bin im Ozean, ohne dass man sagen könnte, in welchem. Ist es noch der Atlantische oder schon der Eisige? Wobei in dieser Jahreszeit, inmitten des Winters und der Dezembernaut, alle Ozeane verdammt eisig sind. Hundert Teufel ins Maul, wie der Seewolf sich ausgedrückt hätte.*

*Haben Sie es noch nicht erraten? Reichen zwei Hinweise etwa nicht? Einen dritten wird es nicht geben.*

*Ich bin auf einer Insel ohne Namen. Auf dem Null-Meridian. Hier ist es null Uhr und sechs Minuten Greenwich-Zeit, und soeben hat der neue Tag, der 13. Dezember, begonnen. Alles östlich von mir hat seine Grenze schon überschritten. Allen im Westen steht das noch bevor. Ihr 13. Dezember kommt erst. Das sage ich extra für die Hörer auf Baffinland, denn ein paar grüne Punkte auf der Karte zeigen, dass es auch dort Hörer gibt. Außerdem hört man mich heute in Berlin, Massachusetts, und in Berlin, Connecticut, in Athens, Kentucky, und Athens, Illinois, in Versailles und Russia (beide Ohio), in Italy und Odessa (beide Texas), in Palermo auf Sizilien und Palermo in North Dakota, in drei Petersburgs und in Pittsburgh, in Jericho, Tasmanien und Jericho, Kalifornien, im pennsylvanischen, virginischen, carolinischen und neuseeländischen Bethlehem, in allen vier Jerusalems Amerikas und im fünften, dem echten, sowie in unzähligen anderen Städten und Orten, so auch in Alleluia, Nebraska.*

*Heute Nacht habe ich Ihnen etwas zu erzählen. In ebendieser Nacht – mit ihrer fast auf das Maximum ausgedehnten Dunkelheit. Mit ihrer Dunkelheit, die sie uns über die armen Köpfe geworfen hat wie eine kosmische lichtundurchlässige Decke. Noch eine Woche, und wir haben die längste*

*Nacht. Aber ich will nichts verzögern. Helllichter Tag hat schon gestern kaum stattgefunden. #Circa vier Stunden blasser Himmelsbrei, bleierne Wellen, bleierne Felsen, Blei am und hinterm Horizont, ein, zwei Handvoll vergänglicher Schnee, Wind und ein mittelschwerer, aber anhaltender Seegang, schon den sechsten Tag. Dieser endete, ohne dass er begonnen hatte: Um zwei Uhr nachmittags wurde es schlagartig dunkel, und die ganze Seevogelkolonie schrie ein letztes »Lebewohl«, während ich auf der Innenterasse auf und ab ging.*

*Ich wollte Sie nur vorwarnen. Sie, die mir bisher zugehört haben und die Sie immer mehr werden. Ich werde Sie bestimmt nicht retten und Ihnen auch kaum irgendwie helfen können. Aber ich werde Ihre Nacht mit Schlaflosigkeit füllen.*

*Dies ist Radio für alle, die  
am Limit sind  
in einer Sackgasse stecken  
nichts mehr vor sich sehen  
nachts nicht schlafen können  
nachts nicht schlafen wollen  
überhaupt nie schlafen  
nicht schlafen und nachdenken  
unbeweglich daliegen mit offenen Augen*

*Für solche wie Sie spiele ich meine Lieblingsmusik.*

*Heute habe ich mit einem Scherz begonnen: »Wenn Gott unser Vater ist, dann ist der Teufel unser engster Freund«. (Ich sagte »Busenfreund«, aber es funktioniert auch so. Der engste, der beste.) Darum geht es in meiner Erzählung. Wäre ich nicht ich, dann würde ich jetzt in gewichtigem Ton Folgendes von mir geben: »Diese Geschichte handelt von der komplizierten Beziehung des Erzählers zu seinem Vater und seinem engsten Freund. Von der unmöglichen Wahl zwischen Respekt für den einen und Zuneigung (um nicht zu sagen: Liebe) zu dem anderen.«*

*Aber meine Uhr zeigt null Uhr und elf Minuten, Zeit für Musik.*

Lubomyr Melnyk. Ripples in a Water Scene. Gekräusel auf der Wasserbühne.

# 1

Das Internationale Interaktive Biografische Komitee (IIBC) – eine dermaßen einflussreiche und respektgebietende Institution, dass ich schon seit zwei Jahrzehnten um das Recht buhle, ihr korrespondierendes Mitglied zu werden – hat mich mit der ausführlichen und kommentierten Beschreibung des Lebens eines gewissen Josip Rotsky beauftragt. Ich habe diesen Auftrag nicht nur mit stillschweigender Genugtuung angenommen, sondern auch im Bewusstsein der Verantwortung für seine besondere Komplexität. Die Summe meiner Kenntnisse über die Person, deren Lebensweg ich umfassend und vollständig dokumentieren sollte, betrug kaum mehr als null und erschöpfte sich in dem erwähnten Vor- und Nachnamen.

Wobei auch diese minimalen Angaben offenbar nicht verlässlich sind. Schon der Vorname. Wirklich Josip? Oder doch archaischer – Osip? Vielleicht Josiph? Oder sogar Joseph und Józef? Oder gleich Joasaph und Josaphat?

Josip Rotsky. Ein präventiöser Hybrid aus Brodski und Roth. Letzterer war seinem Geburtsort nach ebenfalls ein *brodskyj* beziehungsweise *brodywskyj*, einer aus Brody. Dies nur am Rande.

Nach einigem Meditieren und dem skrupulösen Durchforsten aller möglichen Internetressourcen konnte ich erste Schlüsse ziehen. Vor allem, dass Josip Rotsky wirklich existiert hat oder vielleicht immer noch existiert. Dass es sich also nicht um das Hirngespinnst eines der Komitee-Funktionäre handelte. Niemand im Komitee hatte die Absicht, eine weitere biografische Fiktion in Umlauf zu bringen – das hätte ich selbst unter der Folter bestätigt. Rätselhaft blieb, warum das Komitee so stark an ihm interessiert war. Die Antwort, so vermutete ich, würde mit dem Fortgang meiner Forschungen Gestalt annehmen.

Zuerst gab es nur Brosamen. Es gelang mir herauszufinden, dass Josip Rotsky eine musikalische Ausbildung abgebrochen hatte und wohl mehrere Tasteninstrumente beherrschte. Anfang der neunziger Jahre spielte er in einer Band und war in Serbien auf Tournee. Vielleicht war es auch Mazedonien. Die Sprache lernte er nicht, imitierte jedoch ab und zu serbische Ausdrücke. Wenn er zum Beispiel ein paar besonders verführerische Linien oder Wölbungen nachschaute, rief er begeistert »kakova malica!«, was, wie er glaubte, in seiner Muttersprache »so ein Mädchen!« hieß.

Überhaupt benutzte er gern eigene, spontan erfundene Wörter. Manche kehrten später wieder, andere tauchten nur einmal auf.

In seinem vorherigen Leben, das auf die Wende vom XV. zum XVI. Jahrhundert fiel, war er ebenfalls Musikant gewesen, aber offenbar ein viel begabterer.

Außerdem erfuhr ich, dass Josip Rotsky meist einfarbige, eher helle Hemden trug. Obwohl ihm auch Schwarz nicht schlecht stand. Vielleicht wegen seiner Heterochromie – ein äußerst seltenes Phänomen, wenn die Augen unterschiedliche Iris-Färbung aufweisen. Dass eines von Rotskys Augen grünlich war, darf als gesichert gelten. Ob das rechte oder das linke, konnte ich so wenig ermitteln wie die Farbe des anderen Auges.

Sein Land hatte Josip Rotsky unfreiwillig verlassen. Es gibt Anlass anzunehmen, dass dies vor allem mit dem Scheitern der Revolution zusammenhängt. An beidem – der Revolution wie ihrem Scheitern – hatte er einen nicht geringen Anteil. Daher auch seine mutmaßliche Mitwirkung bei einem politischen Attentat. Welches offenbar erfolgreich war.

Das war ungefähr alles, was ich über Josip Rotsky wusste, als ich mich zur Fortsetzung meiner Recherche-Exerzitien auf Wanderschaft begab. Ohne mich in Einzelheiten meiner verschlungenen Reise zu verlieren, deren Abwege manchmal hoffnungslos absurd erschienen und höchstwahrscheinlich nirgendwohin, nur in eine absolut verschlossene Sackgasse führen würden, will ich berichten, wie ich auf ein unüberwindliches Hindernis in Gestalt eines übel beleumundeten

Schweizer Gefängnisses traf, das ich schließlich umgehen musste, ohne Einlass gefunden zu haben. Dieser Misserfolg wurde zu einer Art Wendepunkt.

Im Dezember vergangenen Jahres verschlug es mich nach Nashorn – kein Städtchen, sondern eine richtige Stadt unweit eines der rund siebenzig geografischen Mittelpunkte Europas östlicher Spielart. Die Karpaten nehmen dort recht exotische vulkanische Formen an, und ihre mit Nussbaum- und Kastanienhainen bewachsenen Ausläufer bilden ganze Kaskaden steilerer und sanfterer Hänge, an die sich seit beinahe neun Jahrhunderten die erwähnte Stadt ideal schmiegt. Nashorn hieß sie allerdings nicht vom Moment ihrer Gründung an, sondern erst seit der Regierungszeit des sechszwanzigsten Barons Florian-August. Also etwa seit Ende des xv. Jahrhunderts.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich die Wohnung anmieten konnte, in der Josip Rotsky noch wenige Jahre zuvor gewohnt hatte, aber ich *löhnte dasselbe*, wie mir der schmierige Makler versicherte, und das musste angesichts der schleichenden Inflation wohl als unverdientes Privileg gelten.

So wurde ich zum Einwohner dieser nur auf den ersten Blick unscheinbaren Stadt. Das Haus, dessen halbes Erdgeschoss vorübergehend zu meiner Verfügung stand, war ein mehrstöckiges Musterbeispiel architektonischer Unsicherheit; es drängte sich mit aller Macht an den felsig-basaltigen, *wild* genannten Fuß des Festungsbergs – als wolle es auf ewig verschwinden, sich in seinen Eingeweiden verstecken. Als Besonderheit des Hauses konnte allenfalls sein Keller gelten, vielmehr der dort befindliche Klub. Wobei der meistens geschlossen blieb. Wenn er, selten genug, einmal öffnete, war er nur mäßig besucht. Ich habe nur einmal dort gegessen, am Abend nach dem Einzug. Es handelte sich um eine typisch altmodische Spelunke, wo früher einmal so viel geraucht worden war, dass dieser Geist nicht vertrieben werden konnte – egal, wie viel Durchzug man veranstaltete. Ein weiteres Element seiner *Oldschool-*haftigkeit waren die Zahnstocher – nicht nur auf den Tischen, neben Salz- und Pfefferstreuer, sondern auch auf der Theke. Fehlten nur noch die

Senffässchen. Keiner der Angestellten beeilte sich, mein vorgeblich schwaches Interesse zu befriedigen. Der betont apathische Barmann ließ sich zumindest die Information aus der Nase ziehen, hier habe es kürzlich noch ein anderes Lokal gegeben, keine Ahnung, für welches Publikum. Das heißt, er habe doch eine Ahnung, eine schwache: »Irgendwelche Emigranten.« Der einheimische Blaufränkische erwies sich als unterdurchschnittliche Abart dieses unterdurchschnittlichen Weins, und es passierte auch sonst nichts Anregendes. So tauchte in meinem Blickfeld auch nicht der Schatten von etwas auf, das den Ausruf »kakova malica!« verdient hätte. Nachdem ich das zweite Glas heruntergewürgt hatte, zahlte ich und stieg die Treppe hinauf nach Hause.

Zur Monatsmitte hin, als die Tage kritisch kurz und schamlos finster wurden, vor allem in einer Parterrewohnung unter dem Festungsberg, erlebte ich das bis dato einzige mystische Abenteuer meines Lebens. Nachdem ich am Nachmittag einen weiteren Stapel Dokumente durchgegangen war, ohne fündig zu werden, und vor dem Fenster die äußerst zaghaften Versuche des Schnees beobachtet hatte, endlich auf alle Zurückhaltung zu pfeifen und mit Macht zu fallen, beschloss ich, eine Pause einzulegen und auf dem verführerisch nahen Sofa ein Nickerchen zu halten. Als ich vom Dösen in den Schlaf glitt, registrierte ich noch einen mir neuen Umstand: Von unten, also aus dem Keller, erklangen Geräusche verschiedenen Timbres und verschiedener Lautstärke, die auf couragiertes Verrücken von Möbeln und das Aufstellen von Instrumenten hindeuteten. Vielleicht waren es noch nicht alle. Jedenfalls bearbeitete der Tontechniker mit aller Macht das Schlagzeug.

Schließlich fiel mir noch ein, dass heute Freitag war und abends ein Konzert stattfinden sollte.

Etwas Drittes nahm langsam Konturen an. Alles war wie damals. Ich war nicht ich, sondern Josip Rotsky. Ich lag auf seinem Sofa, in seiner Zeit. Er war es, der die Geräusche aus dem Keller hörte. Ich brauchte mich nur aufzulösen in dem, was weiter geschah. In einer anderen Zeit an einem anderen Tag, gegen Ende eines Jahres, in ebendieser Wohnung.

Unten wurde weiter die Bass Drum eingestellt – lange, öde und eintönig. Daran war nichts Ungewöhnliches. Über einem Klub zu wohnen, bringt gewisse Unannehmlichkeiten mit sich, vor allem freitags und samstags. Der Klub hieß »Kata morgana« (oder »Xata morgana« – beide Schreibweisen wurden gleichberechtigt verwendet), und Josip Rotsky hatte noch nie einen Fuß hineingesetzt. Die vorkonzertlichen Geräusche freitagnachmittags war er allerdings schon gewohnt. Genau wie die Konzerte selbst. Nicht alles klang durchweg hoffnungslos, hätte Josip Rotsky gesagt, hätte man ihn gefragt. Aber es gab niemanden, der fragte.

Im Keller passierte jedenfalls nichts Ungewöhnliches.

Als äußerst ungewöhnlich, wenn nicht gar unmöglich, erschien jedoch, dass es an der Tür klingelte. Josip Rotsky machte nicht auf. Niemand, absolut keine lebende Seele konnte ihn heute hier behelligen. Für diesen Freitag war kein Rendezvous, waren keine Sex-Séancen oder andere Intimitäten geplant. Trotzdem wuchs sich das Klingeln zu einer Serie kürzerer und längerer Töne aus, die dann in Pochen übergingen. Der unbekannte Gast zeigte entschlossene Beharrlichkeit und eine gewisse Ungeduld.

Zum ersten Mal spürte Rotsky Bedauern wegen des Gucklochs – er hätte längst eines bohren müssen. Er zögerte ein bisschen, reglos hinter der Tür. Seine gut trainierte Vorstellungskraft blätterte einige Nachrichtenseiten durch, wo in ein oder zwei Stunden die Info über einen weiteren liquidierten Gelisteten aufpoppen würde. *Sie* vielleicht, warum sollten *sie* es nicht sein, überlegte Rotsky. Endlich winkte er innerlich ab, sagte in Gedanken sein *zu Tode gefürchtet ist auch gestorben* und öffnete.

Der Kerl auf der anderen Seite der Tür war vor allem Parfüm, eine intensiv-dichte Wolke aus Duft. Darin erklangen seine ersten Worte, und die lauteten: »Guten Tag, ich bin die Beute.«

In Rotskys Muttersprache. Die er während der vergangenen Jahre schon fast verlernt hatte.

»Guten Tag, ich bin die Beute.«

»Reuter?«, fragte Rotsky ungläubig.

»Nee, Beute. Aber im positiven Sinne – Jagdbeute. Sie sind der Jäger, ich die Beute.«

Rotsky starrte auf die ideale Glatze, auf diese glänzende Rundung des Kopfes. Von seitlich unten, denn er, Rotsky, zeichnete sich nicht durch hohen Wuchs aus.

»Myroslav-Jaromyr Servus«, stellte sich der Glatzkopf vor. »Oder kürzer: Myromyr oder Slavojar. Myrko. Oder Jarko. Wir sind Nachbarn. Ich bin unter Ihnen. Der Besitzer der Xata morgana. Ich hoffe, wir stören Sie nicht zu sehr.«

»Sehr nett von Ihnen«, murmelte Rotsky.

»Weiß ich. Wollen Sie mich nicht hereinbitten?«

Die Parfümwolke schwebte in den Flur. Rotsky glaubte »Gravity Master« von Klaus-Johann Bérangé zu erkennen (Safran, Zimt, Abendjasmin, Asche und – Muskatratte).

»Ihre Nase trägt Sie nicht. Das mache ich absichtlich: um den Schwefel zu verdecken«, kommentierte der Glatzkopf, über seinen eigenen Scherz lachend, und steuerte zielstrebig das Wohnzimmer an.

Ideal war nicht nur seine Glatze. Die ideale Glattheit erlaubte in seinem Gesicht weder Brauen noch Wimpern. Seine Kleidung saß ideal eng und ließ keine Chance auf Falten. Und dazu die wertvollen Schmuckstücke in Nase, Ohren, an Hals, Handgelenken und Fingern! Jedes einzelne verlangte nach genauerer Betrachtung und Interpretation der Symbole.

»Ich wollte mich nicht einfach bloß vorstellen«, der Gast sah sich nach dem irgendwo hinten verloren gegangenen Hausherrn um, als er das Ende des Flurs erreicht hatte. »Ich habe einen Vor...«

Er stockte wegen Edgar. Der hatte sich ein Bild der Lage verschafft und stieß nun mit lautem Flügelschlag von seinem ständigen Ausguck oben auf dem Schrank herab. Es schien, als werde er gleich mit Schnabel und Krallen die ideale Glatze attackieren.

»Keine Angst, er ist Gelehrter und Poet. Er fällt Sie nicht an, obwohl Ihre Klunker ihn reizen«, versicherte Rotsky hastig und ließ den Gast, und hinter ihm den Raben, ins Wohnzimmer.

Edgar setzte sich elegant auf Rotskys Schulter (wie üblich auf die linke) und starrte mit gierigem Interesse auf sein Vis-à-vis, das sich eben in den Sessel fallen ließ.

»Was für ein toller Nevermore«, lobte Servus. »Sind Sie schon lange mit ihm zusammen?«

»Zwei Jahrtausende«, sagte Rotsky, worauf Servus verständnisvoll nickte.

»Herr Josip«, begann er und demonstrierte mit seiner ganzen Art, dass er gewillt war, den Stier gleich bei den Hörnern zu packen.

»Einfach Jos«, unterbrach ihn Rotsky.

»Wunderbar, Jos«, stimmte der Gast zu. »Dann bin ich Meph. Aber Obacht: nicht Mephisto. Machen Sie sich da bloß keine Hoffnungen.«

»Schade. Aber woher dann Meph?«

»Weiß der Teufel. Mephodios? So nannte man mich in der anonymen Selbsthilfegruppe. Alle bekamen dort Decknamen. In unserem Kreis gab es eine Frau Ampha, ein paar Cracks, einen alten Dja, eine junge Barbie und das unvergessliche Paar Tram und Dolly. Und aus mir machte man Mephodios.«

»Mephodios, Meph. Passt.«

»Wahrscheinlich wegen dem Mephedron, das hab ich damals eingeworfen. Am liebsten, wissen Sie, nahm ich es in der warmen Badewanne – und ließ mich treiben. Schnüffelte, schmeckte. Traurig, furchtbar, aber wenn man dran denkt ... Gibt es hier in der Wohnung eigentlich eine Badewanne?«

Rotsky überlegte noch, was für eine Antwort auf diese Frage angemessen sein mochte, während Edgar, der an dem Fremden nichts bemerkt hatte, was die dritte Stufe wachsamer Nähe erfordert hätte, sich von der geliebten Schulter erhob und kaum hörbar auf die altertümliche Kredenz am anderen Ende des Zimmers flog, von wo aus er seine Beobachtung akribisch fortsetzte.

Und dann begann eine Unterhaltung, die den meisten Versionen nach nicht weniger als eine Stunde gedauert haben kann.

Wobei man den eher monologischen Gesprächsfluss eigentlich kaum Unterhaltung nennen konnte. Es sprach vor allem Meph, Jos hörte aufmerksam zu, obwohl er von Anfang an wusste, dass er auf jeden Vorschlag unweigerlich mit »nein« antworten würde. Durch überflüssige Höflichkeit zeichnete er sich ebenso wenig aus wie durch hohen Wuchs, und das Wort »nein« (das er als *ne!* aussprach) gehörte schon ein halbes Leben lang zu seinen Top Five. Trotzdem – o Wunder! – geduldete er sich und hörte zu, insgeheim erstaunt, woher zum Teufel er die Langmut dafür nahm.

»Jos«, sagte Meph, »ich bin Ihr langjähriger Fan, nicht Ihr alter, sondern Ihr uralter Fan, auch wenn Sie daran zweifeln mögen, ob davon irgendwo auf der Welt überhaupt noch welche übrig sind. Ich bin einer, vielleicht der einzige. Es hat mich vor Glück fast zerrissen, Jos, als ich erfuhr, dass Sie jetzt hier wohnen werden, über mir. Was für ein Segen für mein Etablissement, wahrer Gottestau! Sie sitzen über uns wie jener Gott, Jos. Ich habe Sie live und auf Platte und auch, als Sie *damals* im Winter die Maske überzogen. Ich besitze eine Sammlung Ihrer Autogramme, Jos. Jetzt komme ich Ihre Seele holen.«

»Wenn Sie mich da bloß nicht mit jemandem verwechseln«, antwortete darauf Rotsky. »I'm not so important, man. Vor allem meine Seele nicht.«

»Gott behüte«, entgegnete Meph, »und hol's der Teufel, aber hier haben Sie einen Haufen Beweise. Er ließ sein Smartphone aufblinken: Foto, Video, Audio. Rotsky, Rotsky, Rotsky, sehen Sie selbst, ich bin Ihre Beute, Jos, schon seit dreißig Jahren Ihre Beute. Ich bin mit Ihnen aufgewachsen. Ich trug dieselbe Frisur – so eine, wie Sie jetzt. Bis mir vor lauter Problemen die Haare ausfielen. Ich habe von jung auf genau wie Sie den Kopf schief gelegt, das Kinn gereckt, ich ging mit hochgeschlagenem Kragen, die Hände in den Taschen. Ich habe in Ihrem Stil und nach Ihrem Stil gelebt, Jos. Nach Ihrem Willen. Wissen Sie, wie viel Geld ich in die Revolution gesteckt habe, nur um Ihretwillen? Und nicht nur ich, auch zigtausend andere? Wir spendeten alles: Essen, Arznei, Kleidung, Holz, Rauchzeug, Waffen, Nerven, Lungen, Koks. Auf die erste Aufforderung der FÜHRUNG hin, Jos. Niemandem habe ich geglaubt, Jos, außer Ihnen. Solange

Sie dort waren, wussten wir, warum das alles. Schauen Sie nur: Die beiden hier machen sie schon morgen fertig, den ersticken sie, der hat später alle verpiffen, die zwei hier, eine nach der anderen, werden noch diese Nacht bewusstlos und mit verdrehten Gliedern, und der hier – in den Bau, die hier verliert ihr Ungeborenes, und Sie und ich sind in der Emigration. Nur ein Foto, und so viele Geschichten, schauen Sie bloß, Jos.«

(Rotsky, während er gemächlich die Smartphone-Dateien durchblättert: Und was weiter? Sollen wir einen Zirkel von Knasties und Repressierten gründen?)

»Fast getroffen«, antwortete Meph. »Sie haben es beinahe erraten.«

(Wie öde, dachte Rotsky. Ich kann gar nicht sagen, wie öde ich das finde.)

»Die Emigration ist ein Land, wo man meistens schlecht schläft«, entgegnete Meph. »Und ist man endlich eingeschlafen, dann träumt man und kann nicht mehr aufwachen: verschluckt sich am eigenen Heulen wie an Erbrochenem. Es handelt sich wohl um GB – Gewissensbisse. Steine und andere LadS – Lasten auf der Seele. Und so weiter. Du marterst dich mit Fragen, die ganze Zeit. Warum haben sie den kalt gemacht – in dieser Kälte – und nicht mich? Warum hat der Sniper jenen getroffen? Ich stand doch nur einen Meter weg, noch dazu ohne Schild! Warum hab nicht ich die Fehlgeburt? Warum werde nicht ich für fünfundsiebzig Jahre, zehn Monate und drei Wochen eingebuchtet? Weil ich hier bin, und sie dort? Aber warum bin ich hier? Wieso hat der hier Tuberkulose, und ich eröffne einen neuen Klub?«

(Glauben Sie bloß nicht, es läge an Ihrer Mission, Meph. Es ist einfach Zufall.)

»Wie könnte ich denn etwas anderes glauben, Jos? Jeder Zufall ist doch eine Mission. Da habe ich zufällig einen Namen geträumt. Zufällig einen Klub dazu erschaffen. Dafür musste ich zufällig diesen Keller auswählen. Ich habe ihn ausgewählt. Vielmehr seine Schlüssel. Die Schlüssel passten – und alles tat sich auf. Dann die ersten Gäste. Sie verlaufen sich ganz zufällig zu mir. Sie brauchen etwas, wo sie sich gemeinsam wärmen können. Migrantinnen der ersten Welle, noch warm von daheim. Aber die

Wärme verfliegt – und sie brauchen einander. Sehen Sie denn nicht, was vor sich geht? Wie unser ganzes Land weg von sich fährt – immer schneller und schneller? Egal wohin – nur nicht bleiben. Wer bleibt, ist tot, den frisst das Regime mit Haut und Haar. Sogar an diesem vulkanischen Arsch der Karpaten gibt es schon mehr als zwei Millionen von uns. In einem Jahr werden es fünf sein, denn es rettet sich, wer kann. Hören Sie doch, selbst hier an der Peripherie sind wir zwanzig Prozent! Wie ist das dann erst in den Hauptstädten, den Zentren? Und natürlich die Jugend, die Jugend. Jedes beliebige Loch hinter der Grenze ist ihnen lieber als daheim! Aber sie halten noch ihre Drähte, hüten ihre Erinnerungen. Und nicht einfach nur das, sie sind kein zufälliger Haufen, sondern fast eine Gemeinschaft. Und da kommen Sie ins Spiel, Jos. Damit der Haufen zur Gemeinschaft werden kann, braucht er Sie. Als Wegmarke, Vektor, Schnur, Stab und Kolben.«

(Sprechen Sie von Striptease?)

»Ha, damit Sie es wissen: Striptease gibt's bei uns sonntags. Sie aber brauchen wir am Donnerstag, Jos.«

(Warum am Donnerstag?)

»Weil Montag Ruhetag ist. Dienstag – Vorträge, Diskussionen, Panels, Versammlungen, der Meisterkurs für Kaffeemanen, Zigarrenhundertschaft und vegane Börse. Mittwoch alle möglichen Aktivitäten auf f: Fußballothek, Filme, Freak-Show, Free Jazz, Flamenco, Franzosendisco, Fafa-Lala – und einmal im Monat ein Abend für gleichgeschlechtliche Paare. Freitag – Nacht der Nachwuchsensembles ›Rock die Bude‹. – ›Samstag – geschlossene Gesellschaft für Spender und Sponsoren. Am Sonntag – Striptease. Wie Sie bereits wissen, Jos. Und donnerstags stehen Sie auf dem Programm.«

Edgar, der sich schon eine ganze Weile lang auf seinen Auftritt von der Kredenz herab vorbereitet hatte, wiederholte ziemlich deutlich, wenn auch mit charakteristischem Krächzen: »Warum am Donnerstag?«

Ohne mit der nicht vorhandenen Wimper zu zucken, hob Servus die Hände und erklärte – aber nicht dem Raben, sondern Rotsky: »Alle anderen Tage sind schon besetzt. Wir haben einen Wochenrhythmus.«

Und dann – konzentrierter und getragener, wie nach einem pathetischen Gedankenstrich (der Klubtontechniker ließ endlich vom widerspenstigen Schlagzeug ab und nahm sich den Bass vor): Jos, kehren Sie zurück. Wieso sind Sie verschwunden? Ihr Charisma erlaubt das nicht. Eine Persönlichkeit wie Sie ist von entscheidender Bedeutung. Unter uns gesagt, die jungen Leute hier kappen zu schnell ihre Bande zur Heimat.

»Ich mag das Wort nicht«, Rotsky wand sich unbehaglich. »Sagen Sie's lieber auf Serbisch: domovina.«

»Wollen wir hoffen, dass die Zeit für Serbisch noch nicht gekommen ist. Aber für mich ist es Zeit«, er erhob sich aus dem Sessel und blickte sich vorsorglich nach Edgar um.

Der zeigte keine Reaktion, ließ ihn aber auch nicht aus den Augen.

»Was sollte ich denn für Sie zur Aufführung bringen?«, fragte Rotsky, wieder von sich überrascht.

»Musik.«

»Ich spiele schon seit hundert Jahren nicht mehr.«

»Darum sage ich ja: kehren Sie zurück. Ich zahle nicht schlecht.«

»Danke. Ich verfüge über absolute und durch nichts begrenzte finanzielle Unabhängigkeit.«

»Ich zahle nicht mit Geld, Jos.«

Verärgert darüber, dass er das alles schon längst hätte beenden müssen und jedenfalls keine weiteren Fragen mehr stellen sollte, fragte Rotsky trotzdem:

»Womit dann?«

Sie standen im Flur, und Meph streckte die Hand nach der Türklinke aus, hielt aber inne und schaute aufmerksam – weniger auf Rotsky als auf Edgar, der sich wieder auf dessen Schulter, der linken, niedergelassen hatte.

»Ihre Augen haben wirklich unterschiedliche Farben. Ein Zeichen des Auserwähltseins?« Und er fuhr fort: »Der Preis kann hoch sein. Für einen Ihrer Abende – ein zusätzliches Lebensjahr. Ich habe hier übrigens einen authentischen Schellenberg aus den frühen 30ern vorgefunden. Ein

wunderbarer Klang, er muss nur gestimmt werden. Sie wollen doch sicher einmal auf einem Schellenberg spielen?«

»Ich weiß noch nicht einmal, was ich mit den Jahren anfangen soll, die mir ohnehin schon zgedacht sind. Und Sie versprechen mir auch noch, welche draufzulegen.« Rotsky lächelte ein wenig herablassend, aber so schmal wie möglich, um nicht die Mundwinkel zu öffnen, wo bei ihm schon lange Leere herrschte. »Trotzdem danke für das Angebot.«

Diesmal erreichte Mephs Hand mit all ihrem wertvollen Schmuck die Klinke, und die Tür öffnete sich.

»Ich habe alles gesagt und verlasse Sie jetzt. Vielleicht zumindest im Zweifel. Oder wenigstens im Zwielight.«

Richtiger hätte er »im Parfüm« gesagt. Aber auch das abendliche Zwielight verdichtete sich.

Die Tür schlug zu, und Rotsky schielte erleichtert, aber nicht ohne eine gewisse Großspurigkeit mit dem linken, grünen Auge Richtung Schulter und fragte:

»Was sagst du dazu, Alter?«

Das letzte Wort war mehr als eine freundschaftliche Anrede. Rotskys Vorstellung nach hatte Edgar die zweihundert längst überschritten.

## 2

Diesen Edgar, nicht nur Schwarzer Flügel, sondern durch und durch schwarz, hatte Josip Rotsky erst ein paar Monate vor jener unerwarteten Visite kennengelernt. An einem ganz gewöhnlichen Tag, als er wie so oft über die Serpentina des Festungsbergs spazierte, beobachtete er auf einem der grasbewachsenen Abhänge einen kreischend-brutalen Streit zwischen einem kleinen Schwarm Krähen und einem einsamen Raben. Wer weiß, worum es dabei ging: Auseinandersetzungen zwischen Vogelarten erschließen sich uns kaum. Für sich wertete Rotsky die Situation als typischen Konflikt von Städtern mit einem Waldbewohner. Erstere waren noch nicht zur Attacke übergegangen, ließen Letzteren aber auch nicht aus ihrer Umzingelung. Wobei alles darauf hindeutete, dass sie weitere Unterstützung in Gestalt ihrer Artgenossen herbeiriefen. Wenn sie mehr werden, dann greifen sie bestimmt an, überlegte Rotsky. Als Anhänger der Idee völliger Nichteinmischung in Naturvorgänge beließ er es aber erst einmal beim Beobachten.

Bald darauf zeigte sich, dass er recht hatte: Es kamen mehr Krähen – und zwar ziemlich schnell, und ihr Verhalten gewann an Aggressivität. Der Rabe zeigte mit seiner ganzen Haltung, dass er sich nicht ergeben würde, und antwortete auf die ersten mehr oder weniger offenen Angriffe mit einem furchteinflößenden Kriegstanz. »Musst mit den Krähen krächzen«, zitierte Rotsky ein früheres Lieblingslied und ging dann mit übertrieben festem Schritt auf den Hang zu. Das lenkte die Angreifer etwas ab, einige zögerten, und als er plötzlich wild brüllte: »Hey, verdammte Scheiße, weg von ihm!« – erschrakten sie so, dass der einsame Schwarze die Möglichkeit bekam, mit den Flügeln zu schlagen und sich im freien Flug über den Schauplatz dieses nun doch nicht begonnenen Krieges zu erheben.

Zufrieden mit der Wirkung, die er erzielt hatte, folgte Rotsky seinem Flug noch eine Weile mit dem Blick: von Kastanienbaum zu Kastanienbaum, dann auf einen vom Herbst geröteten Ahorn, von dort auf einen Felsen und weiter – in die Höhe, wo er Schleifen über dem Ring der Mauern zog. Danach sah er ihn in einer Schießscharte, wo er sich, wie es schien, für länger niedergelassen hatte, und das wirkte so *schaurig*, dass Rotsky ihn gleich in Gedanken Edgar taufte.

Als Rotsky ungefähr eine halbe Stunde später in abwesendem Schlendern den hintersten Hof der Alten Festung erreichte, wo gerade eine frisch eingetroffene Kohorte Afrikaner ihre stark abgewetzten und durchnässten, trotzdem aber leuchtend bunten Zelte aufschlug, spürte Rotsky, dass hinter ihm immer wieder jemand auftauchte. Wohin Rotsky auch ging, wohin er sich wendete in den Labyrinthen der Festungsanlage – der Rabe folgte ihm. Kaum hielt Rotsky inne, tat der Rabe es ihm nach. Mehr noch: Er hatte sich abgeschaut, den Kopf genauso nach rechts zu neigen wie Rotsky. Die Federn um seinen Kopf sträubten sich, so dass sie dem ewig hochgeschlagenen Kragen Rotskys glichen. Und wenn er, der Rabe, Hosen getragen hätte, dann hätte er die Enden seiner schwarzen Flügel ebenfalls nie aus den Taschen gezogen. Was für ein Rabenpaar, dachte Rotsky.

Eine weitere halbe Stunde später, seinen Gefährten hatte er für den Moment aus den Augen verloren, beschloss Rotsky, ein bisschen in der Oktobersonne auszuruhen, und setzte sich auf die Terrasse, wo er bei seinem Bekannten, dem Syrer, eine Schüssel Banusch bestellte – den besten der Stadt. Dass zwischen dem Syrer und dem Banusch hinsichtlich der kulinarischen Tradition eine gewisse Diskrepanz bestand, darüber wunderte sich Rotsky schon lange nicht mehr. Da konnte man sich wundern, so viel man wollte – aber der Banusch des Syrers (nein, kein Cous-Cous oder Pilaw, Banusch!) war einfach konkurrenzlos gut. Rotsky setzte sich mit der Schüssel an den erstbesten Tisch und gab sich, ausgehungert wie er war, dem Genuss hin. Da aber ließ sich etwas Großes und Geflügeltes auf seiner linken Schulter nieder. Überrascht und perplex saß Rotsky eine Weile reglos. Den starken Rabenschnabel ins Ohr

bekommen und einfach so vielleicht das Trommelfell verlieren, darauf hatte er überhaupt keine Lust. Ihm klingelte es sowieso schon manchmal in den Ohren. Edgar aber zeigte kein feindseliges Verhalten, und Rotsky hob ihm die Schüssel mit dem etwas abgekühlten Banusch an den Schnabel. Der Vogel sagte nicht nein. So teilten sie sich an jenem Tag die Portion.

Als Rotsky vom Berg hinab nach Hause ging, begleitete ihn Edgar demonstrativ, flog zielstrebig von einer Stelle zur nächsten, überholte und wartete dann wieder auf ihn: ein Laternenmast, ein altes Telefonhäuschen, das Dach der Apotheke, das Tor zum Palastgarten, das mit Losungen wie »white scum«, »dirty sexist« und »fuckin rapist« übersäte, verwahrloste Denkmal für den sechszwanzigsten Baron von Nashorn, dann – der Zaun der Orangerie und das Dach des Polizeireviers in der historischen Stachelmeier-Villa. Einmal flog er aus Versehen in die Bonifazier-Gasse, korrigierte diesen Fehler aber sofort, als er merkte, dass Rotsky nach rechts abbog. Als der sich am kodierten Schloss seiner Haustür zu schaffen machte, beobachtete Edgar ihn von der Höhe der Johannes-Paul-II-Säule: »Ich sehe dich, du mich nicht.«

So fand er heraus, wo Josip wohnte und merkte es sich.

Danach begann das gegenseitige nähere Kennenlernen, ein zwei- bis dreiwöchiger Prozess. Fast täglich traf Rotsky den Raben in der Nähe seines Hauses an. Der Vogel tat manchmal so, als sei es ihm schnuppe und als sei er nur ganz zufällig da. Manchmal aber gab er sich regelrecht offenherzig, setzte sich auf Josips wie speziell für ihn gemauerte breite Fensterbrüstung und linste neugierig ins Zimmer. Wenn er wieder einmal zu seinem Spaziergang zur Festung aufbrach, vergaß Rotsky nicht, eine Tüte mit Hühnerfleisch oder Crackern mitzunehmen. Edgar begann, auf seinen Namen zu hören. Um ihn ein bisschen zu verwirren, nannte Jos ihn manchmal in seinem fast-Serbisch »Vranac«. Ob er wohl wusste, dass das in Wirklichkeit nicht »Rabe«, sondern »Rappe« bedeutet? Das bleibt im Dunkeln. Fest steht nur, dass Rotsky in seinem Leben viele Flaschen des gleichnamigen montenegrinischen – oder vielleicht mazedonischen? – Weins leerte.

Als der Winter kam (Rotsky lüftete an jenem Tag gerade energisch die Wohnung nach einer gewissen nächtlichen Besucherin, die es zwischen ihren unzähligen sexuellen Tricks geschafft hatte, eineinhalb Päckchen Chester zu rauchen), beschloss der Rabe, sich nicht mehr mit der Fensterbrüstung zu begnügen, und kam ins Zimmer, wobei er sich interessiert nach allen Seiten umschaute.

»Du hast nichts dagegen, bei mir die Kälte auszusitzen, merke ich.« Rotsky reagierte verständnisvoll.

Edgar erhob sich elegant vom Schreibtisch und wählte nach einem kurzen Moment seinen Platz auf dem alten untersetzten Schrank (ein Möbelhistoriker konnte annehmen, dass ihn irgendein unfähiger Epigone des Spätbarock geschaffen hatte). Zwischen dem Schrank und der Decke gab es mehr als genug Platz, selbst für einen so großen Vogel.

Sie lebten sich miteinander ein – nicht ein Herz und eine Seele, aber ganz und gar kumpelhaft. Jeder ging seiner eigenen Beschäftigung nach, keiner bedrängte den anderen oder zwang ihn zu etwas. Gott sei Dank fand sich im Hinterhof ein absolut brauchbarer Pappkarton mit der Aufschrift »Norddeutsche Kaffeewerke«. Rotsky polsterte seinen Boden gut mit Zeitungen aus den Jahren der *siegreichen Volksherrschaft* aus, von denen es in der Wohnung eine Unmenge gab, ganze Jahrgänge und Dekaden – die 60er und 70er, mit ihren Errungenschaften, Unwägbarkeiten und parteifeindlichen Verschwörungen. Edgar protestierte erstaunlicherweise nicht gegen so ein Nest.

»Keine Ahnung, was er an mir findet«, würde Rotsky bald darauf einigen seiner abendlichen Besucherinnen sagen. »Vielleicht ist es die Heterochromie?«

Aber Spaß beiseite. Die Sorge um den Mitbewohner veranlasste ihn zu einigen ornithologischen, vor allem rabenkundlichen Studien. Freizeit hatte er mehr als genug, und er überlegte sogar, ob er es riskieren und die Stadtbibliothek besuchen sollte, wo ohne jeden Zweifel eine Unzahl fundamentaler Arbeiten über die Rabenfrage aufbewahrt wurde, vielleicht sogar auf Latein. Schließlich aber ging er doch nicht hin (die öffentliche Bibliothek erstreckte sich über eineinhalb Etagen des ehemaligen